

REBECCA HUNT

Everland



REBECCA HUNT

# EVERLAND

Roman

Aus dem Englischen von pociao

Luchterhand



Für Simon, für immer



## I

April 1913

**E**ilige Schritte am Strand. Wirre Geräusche, Durcheinander. Ein Schrei; eine männliche Stimme im Wind. Als passierte da etwas im Tosen der Brandung.

Vielleicht ein Traum ... oder eine durchgesickerte Erinnerung. Doch der Traum war so schön. »Das Boot! ... *Napps* ... Sind Sie es? Ist alles in Ordnung?«

Ein Hauch von Bewusstsein versetzte ihn zurück unter das umgekippte Beiboot. In seiner Erinnerung war Everland eine Farbe, ein unermessliches Schwarz, in dem der Kreislauf der Zeit zu einer einzigen endlosen Nacht geworden war. Doch selbst ein Funke von Wachheit hieß Qual. Ein ungeheurer Schmerz. Denk an Gott, wenn überhaupt.

Er hörte ein Schippen. Sie schaufelten den Schnee von den zugeschütteten Seiten des Beiboots.

»Wir haben ihn! Wir haben einen von ihnen!«

Hektische Betriebsamkeit ringsum, Männer krochen zu ihm unter das Boot. Er hatte die Arme um den Kopf gelegt, sein Gesicht bedeckt, und sie sprachen nur im Flüsterton, voller Angst, ihn zu berühren.

Jemand fragte zögernd: »Lebt er?«

»Ich weiß nicht, schwer zu sagen. Wo ist der Arzt? Schnell, holt Addison.«

Stiefel polterten über den Kiesstrand davon.

»Napps? ... Millet-Bass? ...« Männer suchten den Strand ab, Rufe hallten aus allen Richtungen. »Habt ihr ein Lebenszeichen?«, fragten sie einander.

Addison kam und kniete sich neben ihn. »Können Sie mich hören?«, fragte er und beugte sich vor, um Dinners direkt anzusprechen. »Wir bringen Sie zum Schiff zurück. Können Sie mich hören, Dinners?«

Dann bat er die Umstehenden um Hilfe. »Seid vorsichtig, befolgt meine Anweisungen. Sehr, sehr vorsichtig, er wird Schmerzen haben. Sachte. Seid ihr so weit?«

Dinners stöhnte gequält auf und biss die Zähne zusammen, als sie ihn auf eine Trage hoben. Sie brachten ihn zum Ufer und übergaben ihn Männern in einem Boot. Die Ruder stießen in die eisverkrusteten Wellen.

Als Dinners zu Addison aufsaß und zu weinen begann, sagte der Arzt: »Es ist alles gut, jetzt sind wir da und haben Sie gefunden.«

Die Dankbarkeit war überwältigend. Dinners weinte, weil es ein Wunder war, dass man ihn gefunden hatte. Er weinte, weil sein halbtoter Körper ihn nicht im Stich gelassen hatte und er nicht allein in der Kälte hatte sterben müssen. Und er weinte um Napps und Millet-Bass, aus Trauer und Schmerz über das, was geschehen war.



*April 1913*

Das orangefarbene Licht der Laterne, die an einem Deckenhaken hing, schaukelte träge von einer Seite der Kajüte zur anderen. Es fiel auf den Tisch, das Waschbecken, Dinners' Körper unter den Decken und schließlich auf sein grünliches abgestorbenes Ohr. Addison saß neben dem Bett und dachte an Napps und Millet-Bass, vor allem an Napps. Er versuchte, an eine göttliche Liebe zu glauben, die ihn beschützen und retten würde.

Sie befanden sich in der Kapitänskajüte; Lawrence selbst hatte darauf bestanden, ehe er zusammen mit dem Rettungstrupp erneut nach Everland aufgebrochen war. Es war die luxuriöseste Kajüte des Schiffs. Das Bett war in das Ende des Raums eingebaut, an den Wänden hing eine Auswahl von Bildern. Zwei Regale boten Platz für die bescheidene persönliche Bibliothek des Kapitäns und seine Schallplatten mit Tanz- und Opernmusik. Über dem Tisch hatte er ein Foto an die Wand gepinnt, auf dem er einem Mann die Hand schüttelte. Addison erkannte Joseph Evelyn. Jetzt war es früher Nachmittag, und in der Offiziersmesse beendeten sie gerade das Mittagessen.

Anders als in dem von Matrosen überfüllten Mannschaftsraum herrschte in der Offiziersmesse die Atmosphäre eines

Herrenclubs. Sie war geräumig, mit seidig schimmerndem Holz getäfelt und verfügte über einen imposanten Kamin. Die Offiziere hockten nicht wie die Matrosen auf harten Bänken oder quetschten sich um einen Tisch, der kaum mehr war als ein paar auf einen groben Rahmen genagelte Planken. Die Offiziere saßen an einem blankpolierten Tisch von erlesenem Design. Ihre bequemen Stühle waren mit einem Metallstift am Boden gesichert und ließen sich um die eigene Achse drehen, so dass der Sitzende sich seinen Kollegen rechts und links leichter zu- oder auch von ihnen abwenden konnte. Während die Matrosen wie Tiere in Kojen und Hängematten schliefen, je nachdem, wo gerade Platz war, gab es an den Wänden der Offiziersmesse mit Monogrammen verzierte Türen, die zu den Privatquartieren führten. Lawrence hegte eine belustigte, leicht unkonventionelle Einstellung gegenüber Klassenunterschieden, und so hatten auch einige Männer, die keine Offiziere waren, Zugang zu diesem zivilisierten Paradies gefunden. Bei diesen Glückspilzen konnte es sich um Favoriten des Kapitäns oder Freunde anderer Offiziere handeln, womöglich aber auch keins von beidem, und sie besaßen lediglich das besondere Talent, sich einzuschmeicheln.

Die Stimmung war gedrückt. Niemand sagte viel. Die meisten Matrosen waren immer noch unterwegs am Strand, auf der Suche nach Napps und Millet-Bass, und jene, die auf dem Schiff ausharrten, waren sich des wahrscheinlichen Ausgangs bitter bewusst. Dr. Addison war ein exzellenter Arzt; möglicherweise konnte Dinners ihnen mehr verraten, nachdem er ihn aufgepäppelt hatte. Doch der Mann, der Addison das Essen gebracht hatte, war mit ernstem Gesicht zurückgekehrt und hatte den Kopf geschüttelt. Dinners' Zustand hatte sich nicht verändert. Nein, es sah nicht gut aus.

»Soll ich euch sagen, was wir alle denken?«, fragte Coppers. Er blickte sich im Raum um. »Oder sollen wir weiter so tun, als wären wir immer noch überrascht, dass die Entscheidung, Dinners nach Everland zu schicken, ein Reinfluss war? Als hätten wir sie je für vernünftig gehalten. Wie konnte man jemanden mit der Widerstandsfähigkeit eines neugeborenen Lämmchens auf eine derartige Expedition schicken? Was hat man denn erwartet? Dass es ein Erfolg wird?«

Coppers wusste nie, wann er besser den Mund hielt. Alle, die zuhörten, wandten angesichts seiner Taktlosigkeit verlegen den Blick ab. Was nicht unbedingt heißen musste, dass sie anderer Meinung waren.

Ein fauliger Geruch hatte ihnen Dinners' Zustand verraten. Sie hatten ihn auf Lawrences Bett gelegt und ihm die äußeren Kleider ausgezogen; die Handschuhe aus Hundefell und die Stiefel aus Rentierpelz hatte man aufschneiden müssen. Einer hatte gewürgt und dann geflüstert, *riecht nach verfautem Fleisch*. Addison hatte dem indiskreten Mann einen scharfen Blick zugeworfen, woraufhin die übrigen Männer keinen Mucks mehr von sich gaben, selbst als sie sahen, was unter Dinners' Handschuhen und Stiefeln zum Vorschein kam. Alle Zehen und Finger waren schwarz und sahen aus wie verbrannte Relikte. Wo der Wundbrand das lebende Gewebe angegriffen hatte, waren schwärende Wunden entstanden.

Dinners' Füße und Hände wurden gewaschen, sterilisiert und anschließend verbunden, soweit das auf die Schnelle möglich war. Man entfernte die zerfetzte grüne Schlittenflagge, die um das hoffnungslos entzündete Knie gewickelt war, und säuberte es von der stinkenden Flüssigkeit. Sobald sich Dinners etwas erholt hätte, würde Addison entscheiden,

ob man ihn ganz ausziehen, waschen und seine Wunden gründlicher untersuchen konnte. Dinners lag in Decken gehüllt und noch immer in seiner schmutzigen langen Unterwäsche da; man brachte ihm Brandy mit warmem Wasser und eine Tasse süßen Tee. Dann war er kurz eingeschlafen. Als er aufwachte, hatte Addison ihm mit einem Löffel Brühe eingeflößt. Er hatte Dinners' Kopf aufrecht gehalten und ihm jedes Mal, wenn er würgte, mit einer Serviette den Mund abgewischt.

Stunden waren vergangen. Addison war fast eingekickt, als er ein Geräusch vernahm. Dinners kämpfte mit einer unwillkürlichen, instinktiven Furcht und versuchte, etwas zu sagen.

»Schon gut«, sagte Addison und strich ihm über das Haar, um ihn zu beruhigen. »Ich bin bei Ihnen.«

Doch Dinners ließ sich nicht beruhigen. Er wehrte Addisons Hand ab und verzog gequält das Gesicht.

»Seien Sie ganz ruhig«, sagte Addison. »Sie können mir glauben, Sie sind in Sicherheit.«

Dinners' Augen waren faszinierend blau, fast wie blaue Kreide. Sie schwammen nach oben, so dass nur noch das Weiße zu sehen war, dann kehrten sie langsam zurück. »Ich wäre mit ihm gegangen«, sagte er, und seine Stimme war kaum mehr als ein Windhauch. »Ich hatte es vor. Aber ich konnte ihn nicht finden.«

*November 2012*

Aktuell beherbergte das antarktische Basislager Aegeus ein internationales Team von hundertfünfzig Mitarbeitern. Es war eine schlichte, von der Arbeit bestimmte Gemeinde mit unscheinbaren Gebäuden und holprigen, von Bulldozern in den Schnee gepflügten Straßen. Metall und Schrottreste häuften sich neben versiegelten Lagerfässern, Rohren und aufeinandergeschichteten, mit Plastikkabeln verschnürten Holzpaletten. Gabelstapler und schwere Nutzfahrzeuge standen vor Wellblechbaracken und gelben Schiffcontainers. Ketten, deren Glieder so groß waren, dass man eine Faust hätte hindurchstecken können, lagen zusammengerollt auf Spanplatten. Über den Eingang zur Garage hatte jemand ein Geweih genagelt, das aussah wie gezogene Entermesser. Auf einem Holzpfosten am Ende der Landebahn prangte ein Walrossschädel mit der Baseballkappe der Yankees, der schon so lange da war, dass jeder, der Aegeus je besucht hatte, sich daran erinnern konnte. Die Gebäude waren entweder schmutzig weiß oder in einem blassen Silogrün gestrichen, und jedes hatte eine Reihe dreifach verglaster Fenster.

Die Ästhetik der Innenräume hielt sich in angenehmen, geschmacksneutralen Grenzen. Lange Korridore führten zu Räumen mit blinkenden Maschinen und kleinen Büros mit

Blick auf die Wohncontainer oder Gemeinschaftsräume. Eine konstante Raumtemperatur sorgte dafür, dass man lässig in T-Shirts und Jeans herumlaufen konnte, und die Tennisschuhe quietschten auf dem polierten Linoleumboden. Die Wände waren wie im Krankenhaus in zartem Apricot gehalten, dazu gab es ergonomische Schreibtische in Buchenoptik und Bildschirmschoner mit Delphinen oder tanzenden Grafiken aus dem Kosmos. Kleine Glücksbringer und eselsohrige Fotos, hin und wieder auch ein Terminkalender mit albernen, optimistischen Sprüchen schmückten die Fenstersimse. Paschmina-Schals und College-Sweatshirts hingen über den Rückenlehnen der gepolsterten Drehstühle. Die pinkfarbene Fotokopie eines Plakats an der Tür zum Lagerraum warb für eine Aerobic-Klasse.

Im Aufenthaltsraum war es bei ausgeschaltetem Licht und den gegen die strahlende Abendsonne zugezogenen Vorhängen jetzt dunkel, abgesehen von dem Licht, das der surrende Projektor auf die Leinwand warf. Kokette, manchmal auch verbissene Rangeleien um Plätze auf dem Sofa waren bereits im Gang, wie üblich, egal, wie viele zusätzliche Stühle man aus der Kantine hatte mitgehen lassen. Wer sich noch einen Weg zu der Selbstbedienungsbar in der Ecke bahnte, um ein paar Flaschen Bier zu organisieren, murmelte Entschuldigungen. Jeden Moment sollte ein sehnsüchtig erwartetes, allwöchentliches Ereignis in Aegeus beginnen. Heute war Filmnacht.

Dann erschien der Kopf des MGM-Löwen, begleitet vom Johlen der Zuschauer. Schattenhände erschienen auf der Leinwand, um den Löwen zu streicheln oder andere brüllende Tierköpfe zu formen. Irgendein Genie hob zwei Schattenfinger. Als Tribut an Brix, Jess und Decker hatte man

selbstverständlich den alten Klassiker *Everland* aus den sechziger Jahren ausgewählt, der auf Kapitän Lawrences berühmtem Buch über die Expedition der *Kismet* basierte. Man feierte das hundertjährige Jubiläum dieser Everland-Reise und hatte ein prestigeträchtiges Feldforschungsprojekt dorthin organisiert. Morgen sollten Decker, Jess und Brix mit einer umfassenden Erkundung der Insel beginnen und damit das erste Team seit hundert Jahren sein, das für zwei Monate dort stationiert wurde. Fast jeder in Aegeus hatte unabhängig von seiner Qualifikation darum gekämpft, zu den Auserwählten zu gehören.

»Rede, rede.« Alle nahmen den Ruf auf und trampelten mit den Schuhen auf den Teppichboden.

Ein paar Kollegen auf dem Sofa neben Decker zerrten ihn auf die Beine. Das Trampeln nahm zu. »Ja, ja, schon gut, ihr Esel.«

Decker nahm einen Schluck Bier. »Vielleicht wisst ihr es, vielleicht auch nicht, aber das wird meine letzte Expedition«, sagte er unter dem lautstarken Protest seiner Kollegen. »Ja, ja, ich weiß, ihr liebt mich.« Er wartete, bis die aufmunternden Zwischenrufe verebbten. »Aber zwanzig Jahre im Einsatz sind genug. Also ... äh ... Ja, ich wollte sagen, dass es mir eine große Ehre war, mit euch allen zusammenzuarbeiten. Ich könnte mir keinen befriedigenderen, lohnenderen und erstrebenswerteren ...« Decker hielt inne, möglicherweise vor Rührung. »Erhebt eure Gläser. Auf Everland, auf Aegeus, auf euch alle und auf die nächsten zwanzig Jahre. Und jetzt Film ab!«

Donnernder Applaus. Decker setzte sich und wurde von jedem in Reichweite mit erhobener Hand abgeklatscht.

Die Titelsequenz zeigte eine bergige Landschaft, unter-

malt von der legendären Filmmusik. Keiner unter den Anwesenden kannte diese Melodie nicht, der gesamte Aufenthaltsraum sang mit. Dann sank die Lautstärke und nahm eine bedrohliche Färbung an. Das heroische Tempo der Bläser und Kesselpauken ging in das Oboensolo von *Everland* über, ein perfekter Ausdruck für rachsüchtige Gerechtigkeit und wohlverdiente Strafe. Die Zuschauer fuchtelten wie bauchtanzende Hexen mit den Armen herum und lachten sich gegenseitig aus.

Jess lachte am lautesten. Sie saß neben dem niederländischen Biologen Andre. Die beiden waren enge Freunde und bildeten ihre eigene Clique, heute Abend noch mehr als sonst. Andre war ein hervorragender Biologe und Jess eine hervorragende Feldassistentin, und beide hatten fest damit gerechnet, ins Everland-Team zu kommen. Sie hätten ihr gesamtes Geld darauf verwettet. Doch dann war Andre nicht genommen worden.

»Das ist eine Verschwörung«, hatte Jess ihm zugeraut. »Unglaublich.«

Andre starrte Kimiko an, eine japanische Meteorologin, die mit dem Rest der Meteorologen-Crew zusammensaß. »Ja? Eine Verschwörung«, sagte er, als Jess ihm den Ellbogen in die Seite stieß.

Dinners wurde von einem androgynen, gutaussehenden Mann gespielt, seltsamerweise glatt rasiert, der im Vergleich mit dem muskulösen, kräftigen Millet-Bass fast etwas Feminines ausstrahlte. Der Schauspieler mit dem kantigen Gesicht, der Napps spielte, hatte ein unglaubliches Talent für gefühlvoll pathetische Blicke. In der ersten Einstellung starrte er auf den Horizont, als Millet-Bass, ein phantastischer Höhlenmensch mit Pfeifenstiel zwischen den Zähnen, zu ihm trat.



»Eine unbekannte, unerforschte Insel, und ihr seid die Ersten, die sie erkunden werden«, sagte der attraktive Kapitän Lawrence, als die drei Männer in der nächsten Szene an Bord ihres berühmten Beiboots *Joseph Evelyn* gingen. Umgeben von seiner lächelnden Mannschaft, beugte sich Lawrence mit seinem weißen Aranpullover und den schwarzen Hosenträgern über die Leereling. »Wie wollen Sie sie nennen, Napps?«

»Captain!« Napps legte die Hand auf sein Herz. »Zu Ehren von Joseph Evelyn, Freund und großzügiger Unterstützer dieser Expedition, in dessen Boot wir nun voller Stolz aufbrechen, taufe ich sie Everland.«

Die Männer auf der *Kismet* jubelten, als die Bootsinsassen zu fröhlichen Seemannsliedern losruderten.

»Buh!« Die Zuschauer im Aufenthaltsraum entrüsteten sich über jedes Zeichen von Solidarität oder Respekt für den hinterhältigen Napps. Sie wussten, was kam, und machten keinen Hehl aus ihrer Verachtung, als in einer Rückblende gezeigt wurde, wie am Weihnachtstag die Schiffskatze ums Leben kam, ein Verbrechen, über das Napps den jungen Matrosen Smith belogen hatte. Napps behandelte ihn erst mit Verachtung und dann, als Coppers den Raum betrat, mit gespielter Brüderlichkeit. Das Ende von Smiths Katze war kein Unfall gewesen, und das Publikum brüllte vor Abscheu auf, als Napps in einer weiteren Rückblende mit einem Knüppel auf ein schreiendes Robbenbaby einschlug, trotz ausdrücklicher Anweisung des Kapitäns, die Jungen zu verschonen. Als Nächstes empörten sich die Zuschauer über Napps' Grausamkeit gegenüber einem Offizier namens McValley, der um ein Haar an Skorbut gestorben wäre. Ich wünschte, er wäre tatsächlich dran krepirt, sagte Napps höhnisch grinsend.

Inzwischen war keinem im Aufenthaltsraum mehr nach Lachen zumute. Taschentücher wurden gezückt. Es spielte keine Rolle, dass dieser Film jedes Jahr am zweiten Weihnachtstag vorgeführt wurde und sie alle ihn schon tausendmal gesehen hatten. Die folgenden Szenen konnte man einfach nicht ansehen, ohne dass einem die Tränen in die Augen stiegen.

Die Kamera beobachtete, wie sich in Napps' Gesicht eine Academy-Award-taugliche Eiseskälte ausbreitete, als Millet-Bass ihm berichtete, dass sich Dinners' Zustand weiter verschlechtert hatte.

»Es gibt nichts, was ich nicht tun würde, um zurückzukehren«, murmelte Napps in sich hinein. »Nichts, womit ich nicht leben könnte, wenn es mich nur nach Hause bringt.«

Everland war etwa fünf Quadratmeilen groß, so dass man es in wenigen Stunden zu Fuß umrundet hatte. Abgesehen von seiner Geschichte, hatte es in puncto wissenschaftliche Forschung keine besondere Bedeutung. Vor dem hundertjährigen Jubiläum hatte man es für zu klein erachtet, um die erheblichen Kosten für eine Feldforschungsreise zu rechtfertigen. Luftaufnahmen zeigten eine birnenförmige Insel mit einer Bucht am nördlichen Ende, die aussah, als hätte jemand hineingebissen. Das Landesinnere war größtenteils unwegsames, schieferartiges Terrain, das sich zu dem gut zweihundert Meter hohen, kleinsten Vulkan in der Antarktis erhob. Er war noch aktiv, doch wusste man nicht, ob er überhaupt jemals ausgebrochen war. Auf der Insel lebten zwei Spezies, eine Kolonie von Adeliepinguinen in einer Bucht am südlichen Ende und eine Robbenkolonie am nördlichen Ende, wo die *Joseph Evelyn* vom Antarctic Heritage Trust *in situ* als Stätte von kultureller Bedeutung bewahrt wurde. Der Trust

hatte die Verantwortung für das Erbe antarktischer Forschungsreisen zugunsten der internationalen Gemeinschaft übernommen. Er kümmerte sich um die Hütten, die Scott und Shackleton hinterlassen hatten, aber auch um die der *Kismet* auf Cape Athena, einem größeren, leichter zugänglichen Territorium etwa siebenzig Meilen nördlich von Everland. Die meisten Aegeus-Expeditionen gingen von diesem Kap aus, und einige Feldforschungsgruppen waren schon hinübergesegelt und hatten ein oder zwei Tage auf Everland verbracht. Sie hatten Fotos mitgebracht, auf denen sie mit erhobenem Daumen neben der *Joseph Evelyn* oder in der Hocke neben den Adelies posierten, und erzählten Anekdoten, in denen Everland einen ziemlich gruseligen Eindruck machte. Konterkariert wurden solche Geschichten von einer schier unerträglichen Selbstgefälligkeit, nur weil sie die Chance gehabt hatten, die Insel zu besuchen.

»Schlag auf Schlag, meine Herren«, rief Dinners. »Mal sehen, wer am längsten durchhält.«

Alle kannten Napps' nächste Zeile. Eine Reihe von Akteuren unter den Zuschauern deklamierte mit, die Hände zu einem gnadenlosen Universum erhoben.

»Wie uns die Zeit dazu verleitet ...«

»Dazu verleitet!«, wiederholten sie.

»... zu sehen, wer wir wirklich sind«, sprach Napps in seinem einzigen Moment von Selbstreflexion. »Und welche Entscheidungen wir treffen.«

Ersticke Schluchzer ringsum. Alle versuchten, ihre Tränen zu verbergen, während sich auf der Leinwand zwei Figuren in der Dunkelheit verloren.

Es folgte eine lange, zögernde Nahaufnahme von Dinners' aufgerissenen Augen, wie er unter der *Joseph Evelyn* liegt, und

dann begann die legendäre Geschichte. Richard Burtons meisterhafte Stimme dröhnte vom Himmel herab. Er predigte über die menschlichen Schwächen und schied in seinem rasenden Monolog die Gerechten von den Ungerechten.

Braum fluchte auf Dänisch und trat gegen sein Stuhlbein.  
»Na los, Addison. Mach schon ...«

Die Kamera fuhr von dem Beiboot zurück, während Dinners, die Arme um den Kopf gelegt, um ihn vor der Kälte zu schützen, allein in der Dunkelheit zurückblieb.

Und schließlich das Durcheinander von Stimmen: »Das Boot! ... Napps ... Sind Sie es? Ist alles in Ordnung?«

Jetzt drehten die Zuschauer durch und johlten, als die Matrosen zu dem Schlitten liefen und Addison zu Dinners sagte:  
»Es ist alles gut, jetzt sind wir da und haben Sie gefunden.«

Brix spürte, dass Decker sie quer durch den Raum ansah, und warf ihm ein zittriges Lächeln zu.

Er grinste zurück und formte mit den Lippen die Worte:  
»Du schaffst es.«

*März 1913*

**W**ie wollen Sie sie nennen, Napps?« Lawrence hatte die Frage mit zusammengebissenen Zähnen gestellt, während die Männer sich um ihn scharten. Er hätte Napps nicht einmal die Ehre zuteilwerden lassen, einen Mülleimer zu taufen, geschweige denn eine Insel, aber die Tradition sah vor, dass derjenige, der als Erster einen Fuß auf eine jungfräuliche Insel setzte, das Recht hatte, ihr einen Namen zu geben. An dieser Tradition konnte er jetzt kaum etwas ändern.

»... Everland«, hatte Napps erwidert, und die Mannschaft jubelte.

Napps hatte darauf bestanden, dass seine beiden Männer und er aufbrachen, sobald die Insel in Sicht kam. Die *Kismet* komme in den potenziell von Riffen durchzogenen Gewässern nur langsam voran, hatte er geltend gemacht, es sei das Risiko nicht wert, während man in einem Beiboot mit Leichtigkeit übersetzen konnte. Damit hatte er zwar recht, doch in Wirklichkeit wollte Napps dem Kapitän so schnell wie möglich aus dem Weg gehen, sonst würde er ihn womöglich noch umbringen. Trotz der tagelangen Diskussionen hatten weder er noch Addison Lawrence von seiner irrsinnigen Entscheidung abbringen können, Diners in das Everland-Team

aufzunehmen, und mittlerweile hätte Napps dem dämlichen Kapitän am liebsten den Hals umgedreht.

Napps hatte die Angewohnheit, Lawrence nicht nur direkt anzusehen, sondern gleichzeitig durch ihn hindurchzusehen. Jetzt zog er einen Umschlag aus seiner Jackentasche. »Könnten Sie diesen Brief wohl in die Post geben, Sir?«, sagte er in jenem herablassend freundlichen Ton, der Lawrence unweigerlich auf die Palme brachte. »Ich habe es vergessen.«

»Ist es ein Schreiben, mit dem Sie sich bei Ihrem Kapitän entschuldigen?«, fragte Lawrence. »Das wäre nämlich dringend nötig.«

»Es ist ein Brief an meine Frau.«

Für Lawrence unterlag das Verhältnis zwischen dem Ersten Offizier und dem Kapitän einer klaren Struktur. Der Erste Offizier hatte eine souveräne Stellung, doch der Kapitän war unbestreitbar sein Vorgesetzter. Napps indes verfügte über eine natürliche Autorität, die Lawrence abging und die er auch nicht nachahmen konnte. Mit ansehen zu müssen, wie sich die Männer instinktiv am Ersten Offizier orientierten, raubte Lawrence den Schlaf. Dann lief er nachts in seiner Kajüte auf und ab und hatte Magenbrennen vor lauter Missgunst.

Als er Napps anheuerte, hatte sich der Kapitän auf die Schulter geklopft, weil er sich für den schlauesten Mann der Welt hielt. Mit diesem bemerkenswerten Ersten Offizier an seiner Seite konnte er, Lawrence, nun endlich der bewunderte Kapitän sein, der seine Zeit nicht mit der Führung von Matrosen verplempern musste, die sich wie eine Horde Affen benahmen. Diese Unannehmlichkeiten würde er Napps überlassen. Erst im Nachhinein erkannte er, dass er da jemanden eingestellt hatte, der nicht nur seine eigene Arbeit außer-

gewöhnlich gut beherrschte, sondern auch ein viel besserer Kapitän gewesen wäre als er selbst.

»Vielleicht sollten wir ein paar Dinge klarstellen«, sagte Lawrence und riss Napps den Umschlag aus der Hand. »Wir sind hier, um die Wissenschaft zum Wohl der britischen Krone weiterzuentwickeln, indem wir unbekanntes Terrain in der Antarktis erforschen und neue interessante Entdeckungen machen. Deshalb werden Sie die Insel mit der Mannschaft erkunden, die ich, *Ihr Kapitän*, ausgesucht habe, während wir anderen Cape Athena umfahren und eine letzte geologische Exkursion unternehmen. Es geht hier nicht um ein episches Abenteuer, Napps. Ich werde Sie in zwei Wochen wieder abholen.«

Lawrence hatte sein Benehmen korrigiert, als immer mehr aufgeregte Männer sich um sie drängten und zusahen, wie Millet-Bass und anschließend auch Dinners an der Strickleiter in das Beiboot hinunterkletterten.

»Hören Sie, wollen Sie wirklich nicht, dass die *Kismet* Sie näher ans Ufer bringt? Sind Sie sicher?«

»Ganz sicher, Sir«, hatte Napps erwidert. Was für ein Fehler!

Die Fahrt der *Joseph Evelyn* nach Everland hätte rund vier Stunden dauern sollen, doch inzwischen waren Napps, Millet-Bass und Dinners bereits seit sechs höllischen Tagen unterwegs. Napps hörte, wie Millet-Bass hinter ihm versuchte, mit einem Eimer Wasser aus dem Boot zu schöpfen. Das dreieinhalb Meter lange Beiboot hatte einen so tiefen Seegang, dass mit jeder Woge Wasser über den Rand schwappte. Im halb luziden Trancezustand eines Schwerkranken zog Napps an den Rudern und dachte, dass im Augenblick seine vordringlichste Qual, noch vor dem Grauen und der unvorstellbaren körperlichen Erschöpfung, der Durst war.

»Weiter so«, krächzte er Millet-Bass zu.

Der Sturm war ohne Vorwarnung ausgebrochen, eine knappe Stunde nachdem sie an Bord des Beiboots gestiegen waren. Wellen erhoben sich in unfassbaren Massen, und der Himmel färbte sich schwarz. In den nächsten beiden Tagen hatten sich die Männer zwischen der Ladung verkrochen, während das Boot seitwärts in tiefe Gräben fiel und um ein Haar gekentert wäre. Seile rissen, die losen Vorräte kegelten durch das Boot oder gingen wie das Gewehr über Bord. Der Mast brach ab und verschwand in der sich aufwölbenden Wand einer riesigen Woge. Unter einem Wachstum kauern, klammerten sich die drei Männer aneinander, während das Boot unter ihnen zu bersten drohte und Napps ihnen Mut zusprach. »Wir werden es überleben«, rief er, was offensichtlich unmöglich war. Sie würden ertrinken oder erfrieren. »Wir schaffen es«, erklärte er, obwohl er insgeheim schätzte, dass sie noch vor der Dämmerung umkommen würden.

Am dritten Tag hob er erschöpft den Kopf und entdeckte, dass sie auf einem flachen Ozean trieben, der sich in alle Richtungen endlos ausdehnte. Der Himmel war kristallblau und der Wind so schwach, dass er die Wasseroberfläche kaum kräuselte. Napps verzog das Gesicht vor Abscheu. Die Seele auf den Untergang vorzubereiten war Schwerstarbeit gewesen, und nun wurde er mit einem Wunder belohnt. Er beobachtete, wie ein Albatros in seinem nomadischen Tiefflug auf den Horizont zuglitt und fragte sich, ob er den Mut hätte, sich umzubringen. Er bräuchte nur ins Wasser zu springen. Oder den Kopf gegen den abgebrochenen Maststumpf zu schlagen. Wenn er eins der Klappmesser ausgrub, ohne dass Millet-Bass ihn daran hinderte, könnte er sich vielleicht die Kehle aufschlitzen.



»Eine Schande, dass wir das Gewehr verloren haben«, sagte Millet-Bass heiser und blickte auf den Albatros. Es hieß, sie wären sogar roh genießbar. Und das Blut konnte man trinken.

Hätten wir nur das Gewehr, wünschte sich auch Napps.

Er schätzte ihre Lage ein. Fakt eins, er glaubte nicht daran, dass sie auch nur den Hauch einer Chance hatten, die *Kismet* oder die Insel zu finden. Sie hatten sich verirrt. Fakt zwei, er war zwar durch einen gnadenlos glücklichen Zufall verschont geblieben, gleichzeitig aber zu einem schrecklichen, langsamen Tod verurteilt. Diese Tatsache musste er akzeptieren, ebenso wie Millet-Bass. Der dürre Dinners hatte dieses Problem nicht. Anders als die beiden kräftigen Männer hatte ihn der Sturm seiner letzten Kräfte beraubt.

Als sie ihn unter dem Wachstuch hervorhoben, lag er zitternd und mit absurd verrenkten Armen und Beinen am Boden, wie ein Mann, der vergiftet worden war.

Mit den Rudern ein Loch ins Boot schlagen, damit wir sinken, dachte Napps, als Millet-Bass ihn fragte, was sie tun sollten. Oder du tötest mich mit bloßen Händen. Doch er hatte seine Möglichkeit gehabt, sich umzubringen, und sie vertan. Daher blieb ihm nichts anderes übrig, als hier zu sitzen und auf das Ende zu warten oder zu sterben, während er auf eine Insel zuruderte, die sie nie erreichen würden. Zumindest verschaffte die zweite Option ihm die Möglichkeit, etwas zu tun. »Hol den Kompass«, sagte er zu Millet-Bass.

Mit Hilfe von Napps' Berechnungen und Schätzungen nahm die *Joseph Evelyn* Kurs auf Everland. Da Dinners zu krank war, um zu rudern, betteten sie ihn auf ein Lager aus Säcken, wo sich sein Zustand langsam verschlechterte, während die ersten Erfrierungen einsetzten und sein Gesicht in eine geschwollene wunde Masse verwandelten. Napps sah

ihn an und verwünschte Lawrence insgeheim mit jedem Fluch, der ihm einfiel.

Ein großer Teil ihrer Vorräte war zertrümmert oder wie das Trinkwasser über Bord gespült worden. Das einzige verbliebene Fass war schon zu drei Vierteln leer, und der Inhalt schmeckte stark nach Meerwasser. Sie nahmen nur winzige Schlucke und würden es noch einen weiteren Tag strecken können, ehe es endgültig alle wäre und sie vor Durst den Verstand verloren. Ihre Lippen sprangen auf, und sie konnten die feuchten, salzigen Kekse nicht schlucken. Das Salz, das ihre Haut verbrannte und auf den Kleidern verkrustete, schien eine verheerende Kapillarwirkung zu haben, als saugte es die Feuchtigkeit aus ihren inneren Organen. Ihre Zungen schwellen zu pulsierenden, harten Brocken an, trotzdem befahl Napps ihnen, den Schnee nicht zu essen und warnte immer wieder, dass die wertlose kleine Menge an Wasser, die sie aus dem Eis gewinnen würden, nichts anderes bewirken würde, als ihre Körper mit Kälte zu kontaminieren. Obwohl sie sich dessen bewusst waren, stopften beide insgeheim kleine Klumpen Eis in sich hinein, um den teuflischen Durst zu stillen, und bezahlten mit Höllenqualen.

Dinners baute immer stärker ab, bis er in der fünften Nacht sicher war, dass er sterben würde und schluchzend nach seiner Mutter rief. Die beiden anderen versuchten, ihm einzureden, dass es ihm morgen bessergehen würde. Nur Mut, sagten sie, du kommst schon durch. Als Dinners sich für seinen Tränenausbruch entschuldigte, konnte man an Millet-Bass' verzweifelmtem Gesicht ablesen, dass er genauso wenig wie Napps an das glaubte, was er sagte.

Die Vorstellung, Everland doch noch lebend zu erreichen, präsentierte sich am Morgen des sechsten Tages in Gestalt

glitschigen Seetangs, der auf dem Meer trieb. Obwohl sie wussten, dass Seetang nur in Landnähe wuchs, und sie immer mehr davon entdeckten, fanden Napps und Millet-Bass die quälende Hoffnung unerträglich. Mehrere Stunden später verfangen sich ihre Ruder in riesigen Seetangteppichen, und aus der Hoffnung wurde ein schmutziges Geheimnis, das auszusprechen sich beide Männer schämten. Als Millet-Bass einen Kormoran entdeckte, eine Vogelart, die sich niemals allzu weit vom Strand entfernt, nahm ihre Anspannung geradezu krankhafte Formen an. An Rettung zu glauben war genauso zermürend, wie eine Niederlage einzugestehen.

Falls Napps sich den Augenblick vorgestellt hätte, an dem er Land sichtete, hätte er sich vermutlich vor Freude schreien sehen. Stattdessen schien ihn der Schock jetzt zu verwirren. »... Wir sind gerettet«, sagte er abwesend. Millet-Bass dagegen hämmerte die Faust mit einer solchen Begeisterung auf das Boot, als wollte er das Holz zertrümmern.

Everland tauchte als schwarz-weiß gestreifter Maulwurfshügel in der Ferne auf, seine Umrisse wurden von der gedrungenen Spitze des Vulkans beherrscht. Schneeبانke hatten das dunkle Terrain der Insel mit dichten vertikalen Streifen überzogen, die sich von den höher gelegenen Hängen bis zu den Stränden ausdehnten. Ein Gletscher lag wie eine verschrumpelte Stola über der Flanke des Vulkans und füllte das Wasser am Ufer mit zersplittertem Eis auf. Was Napps in diesem Augenblick am meisten verblüffte, war die Ähnlichkeit einer niedrigen Wolkenbank, die die Insel umgab, mit einem Heiligenschein.

»Weiter so«, sagte er zu Millet-Bass, während sie um die Eischollen herumruderten und von der Gischt der Wellen bespritzt wurden, die sich an ihnen brachen. Ein Gezeitenstrom

schob das Boot auf eine Bucht zu, dann sprang Napps in das hüfthohe Wasser, um die *Joseph Evelyn* an den Riffen vorbeizulenken.

In seiner Hast, Napps beizustehen, warf Millet-Bass Dinners praktisch über Bord, so dass er japsend im Wasser landete und Millet-Bass um das Boot herum auf ihn zuplatschen und ihn herausheben musste. Er nahm ihn auf die Arme und lief durch die Wellen auf den Strand zu. Napps beobachtete, wie er mit Dinners sprach, der vor ihm hockte und das Gesicht in den Händen vergrub. Jetzt nickte er, ja, mach ich, dann drehte sich Millet-Bass um und lief zu Napps zurück.

Überrascht von ihrer eigenen Schwäche zogen Napps und Millet-Bass das Beiboot an Land, bis es außerhalb der Reichweite der Wellen war, und kippten es um, damit es sich nicht mit Schnee füllte. Millet-Bass stützte eine Seite des Boots auf einen großen Stein, um das Innere luftig zu halten. So konnten sich weder Fäulnis noch Schimmel ansammeln. Dann machten sie sich daran, die Vorräte einzusammeln und trugen keuchend Kisten mit Dosenfleisch und Säcke mit Mehl über den Strand. Keksschachteln und Dosen mit Zucker und Tee wurden aufgestapelt. Millet-Bass schleppte haufenweise feuchte Ausrüstung und das sperrige Zelt, während Napps versuchte, wenigstens einige Töpfe zu retten. Sie fanden Dinners' Beutel mit Steinchen, die er als Glücksbringer mitgenommen hatte, und die kleine Schlittenflagge, die seine Frau genäht hatte. Die ledernen Brieftaschen mit den Tagebüchern der Männer und ein paar vergilbte Fotos legten sie ganz nach oben.

Millet-Bass atmete schwer. »Da, Seebären«, sagte er und zeigte auf eine Gruppe Robben, etwa dreißig Meter entfernt. »Ich dachte, sie wären ausgestorben.«

Napps richtete sich auf den Knien auf und spähte zu den Tieren hinüber. »Ja, schon seit Jahren.« Dann sah er erneut hin. »Ha«, sagte er und starrte sie an. »Seebären. Du hast recht.«

Während die graue Dämmerung bereits in die Nacht übergang, beluden sie einen Schlitten mit dem Nötigsten und holten Dinners, der um seine Steinchensammlung bettelte.

»Reine Zeitverschwendung«, rief Napps, als Millet-Bass loslief und mit Dinners' Beutel zurückkam. »Wir haben wirklich Besseres zu tun. Was soll er denn mit den Dingen anfangen? Er ist ja kaum bei Bewusstsein, einer von uns wird ihn tragen müssen.«

»Willst du lieber den Schlitten ziehen?«, erwiderte Millet-Bass trocken. Napps machte sich nicht die Mühe zu antworten. Er hob den wirres Zeug stammelnden, federleichten Dinners auf seinen Rücken, während der unerschütterliche Millet-Bass mit dem schweren Schlitten loszog.

Napps beschloss, das Lager in der Mitte des langen Strandes aufzuschlagen. Die Stelle lag eine Viertelstunde von da entfernt, wo sie die Vorräte entladen hatten, und bot einen ungehinderten Blick auf den Ozean. So würden sie das Schiff, das sie retten würde, leichter ausmachen können. Nachdem sie das Zelt aufgeschlagen und Dinners in seinen Schlafsack aus Rentierfell gesteckt hatten, erklärte Napps mit einem leeren Kanister in der Hand, dass einer von ihnen die Gegend erkunden und nach Wasser suchen musste.

»Ich gehe«, sagte Millet-Bass und wollte ihm den Kanister abnehmen.

»Du bleibst hier«, entgegnete Napps und machte sich auf den Weg.

»Wäre es nicht sicherer, wenn ich mitgehe?«, rief ihm Millet-Bass hinterher.

»Du kannst inzwischen was zu essen machen«, antwortete Napps, ohne sich umzusehen. Seine Stimmung war auf seltsame Art umgeschlagen. Eine merkwürdige Fremdheit breitete sich in ihm aus, und er glaubte nicht, dass er ihr widerstehen konnte.

Als er den Bach entdeckte, wäre er fast durchgedreht. Es war einer der zahlreichen Gletscherbäche, die ins Meer mündeten. Er stieß einen seltsam erstickten Schrei aus, kniete nieder und füllte den Kanister mit Wasser, nur um festzustellen, dass er ihn weder hochheben noch festhalten konnte. Da brach er in ein heftiges, tonloses Lachen aus. Zum Glück war niemand da, der ihn hören oder sehen konnte, als er sich kreischend vor Lachen die Seiten hielt. Er legte den Kopf auf die Erde und lachte in den Sand. Der Kanister entleerte sich, während er im Kreis herumstapfte und einer nicht existenten namenlosen Vorsehung *danke, danke, danke* zurief. Noch immer schluchzend vor Lachen beruhigte er sich allmählich, dann füllte er den Kanister erneut und kehrte ins Lager zurück.

An diesem Abend feierten sie. Sie stopften sich so voll, dass es einer Tortur gleichkam. Millet-Bass rührte Pemmikan, ein Konzentrat aus Protein und Fett, mit Wasser an und fügte zerbröselte Kekse hinzu, um einen nahrhaften Eintopf zu machen. Auf eine zweite Pemmikan-Runde folgten noch mehr Tee, noch mehr Kakao, Corned Beef und eine Dose Pfirsiche. Beide fütterten abwechselnd Dinners, dessen abgestorbene Hände zu nichts zu gebrauchen waren. Was Napps ihm auf dem Löffel in den Mund schob, konnte Dinners kaum schlucken, so ungeduldig stellte der sich an.

Dinners sagte nicht viel, aber er lächelte und versuchte, fröhlich zu sein, als sie ihn mit Decken warm rieben und seine entsetzlich anzusehenden Füße mit Borsalbe behandelten. Sie rüttelten ihn wach und gaben ihm Brandy zu trinken, danach bogen sie seine Finger gerade und verbanden die Hände. Als sie damit fertig waren, stopften Napps und Millet-Bass ihre Pfeifen und rauchten.

Diese einfache Freude in Verbindung mit ihren aufgeblähten Mägen erhob sie auf eine ungeahnte Ebene kosmischer Seligkeit. Sie schwelgten im Gefühl trockenen Bodens unter den Füßen und der blinden Befriedigung ihres Hungers. Millet-Bass hatte die Mütze abgenommen; sein zerzaustes dunkles Haar stand nach allen Seiten ab. Der schlecht dazu passende rote Bart erinnerte an die Füllung eines Stuhls, der zwanzig Jahre im Regen gestanden hatte. Und während er Millet-Bass als Spiegel benutzte, wusste Napps, dass er genauso struppig und ausgezehrt aussehen musste. Niemand, der sie liebte, hätte sie wiedererkannt. Sie waren nicht identifizierbare Wesen – halb Mensch, halb Tier.

*November 2012*

Decker bestätigte Aegeus die Wetterbedingungen und krabbelte aus dem Zelt, das für die nächsten zwei Monate ihr Zuhause sein würde. Dieses »Wohnzelt« sah aus wie ein orangefarbenes Tipi, etwa zwei Meter im Durchmesser und ebenso hoch. In puncto verfügbarem Innenraum entsprach das einer Fläche von einem aufblasbaren Kinderplanschbecken.

»Toshi mal wieder«, sagte er.

Dieses Mal wollte Toshi seine Gitarre. Jede Funkverbindung mit dem Basislager endete mit einem ähnlichen Wunsch. Es war ein klassischer Feldforschungswitz. Egal wer den Anruf auf Aegeus entgegennahm, immer notierte er zuerst das Wetter und fing dann sofort an, um irgendwelche begehrten Sachen zu feilschen, falls sie ihre Mission nicht überleben sollten.

»Gut, gib ihm die Gitarre«, sagte Jess. Nachdem sie sechs Monate Deckers äußerst beschränktes Repertoire hatten über sich ergehen lassen müssen, verdrehten jetzt alle die Augen, wenn er die ersten Töne von »Hey Jude« anschlug.

»Ruhe jetzt, nein.« Typisch für Feldassistenten – wenn man ihn fragte, waren sie alle gleich. Lustig, aber auch vorlaut. Jess lachte.



Feldassistenten waren keine Wissenschaftler und verfügten über keinerlei wissenschaftliche Qualifikation. Ihre Rolle bestand darin, die Mannschaft zu unterstützen. Sie kochten die Mahlzeiten, hielten die Ausrüstung in Schuss, sorgten dafür, dass alles glattlief, und sprangen überall ein, wo es nötig war. Die meisten waren praktisch veranlagt und abenteuerlustig, häufig auch geschult für diverse Aufgaben unter freiem Himmel. Die blonde jungenhafte Jess war ein Paradebeispiel. Sie hatte drei Jahre lang für die Bergwacht gearbeitet, zwei Sommer als Bergführerin verbracht und an fünf Aegeus-Expeditionen teilgenommen. Nicht schlecht für eine Frau von gerade mal neunundzwanzig; allerdings verfügte sie über eine Zähigkeit und Eigenständigkeit, die sie älter wirken ließen.

Die rotweiße Twin Otter, die weitere Ausrüstung nach Everland brachte, wurde jetzt über ihnen sichtbar. Selbst unter solch perfekten Bedingungen war es eine gewaltige Operation, das Lager aufzubauen, und sie hatte bereits mehr als fünfzehn Stunden verschlungen.

Sie hatten das Gefühl gehabt, in einer Art geflügeltem Jeep zu sitzen, als sie die Insel zum ersten Mal erblickten. Oar hatte sie auf eine schmutzige Wolke von vulkanischem Dampf am Horizont aufmerksam gemacht.

»Willkommen in eurem neuen Zuhause, *amigos*«, hatte die Stimme des Kopiloten Jack über die Lautsprecheranlage geplärrt.

»Ever-ever Land«, rief Jess über den Maschinenlärm hinweg. Die nervöse Aufregung hatte ihnen allen so etwas wie Kopfschmerzen beschert. »Einfach vorbei am zweiten Stern rechts und dann immer geradeaus bis zur Morgendämmerung.«

»Hoffen wir, dass Peter Pan sich auch in Sachen Überlebensfähigkeiten auskannte«, gab Decker zurück, als das Flugzeug über zerklüftete Felswände und Klippen flog, deren vereiste Hänge fächerförmig zu den Stränden abfielen. »Hier bräuchte er mehr als nur ein paar Zauberknöpfe.«

Jess presste die Stirn ans Fenster, um den Gletscher zu betrachten, der unter ihnen vorbeiglitt. »Schließlich hat Everland seine eigene Geschichte mit verlorengegangenen Jungs, wenn man es recht bedenkt.«

Allerdings, nickten sie, und dann knackte es in ihren Ohren, als sie zur Landung ansetzten.

Brix' anfängliche Reaktion auf Everland war Enttäuschung. Sie kletterte aus dem Flugzeug und dachte, echt jetzt? Es hatte nichts von dem entrückten Glanz, den sie erwartet hatte. Stattdessen präsentierte ihr die Antarktis eine schuttbedeckte Mondlandschaft mit dem Charme einer Baustelle. Zwischen den groben Kieselsteinen und den lehmartigen Ablagerungen am Strand lagen Wasserpfützen, und der Schnee bildete eine halb aufgetaute poröse Schicht aus grauem Eis, die unter ihren Schritten schmolz. Alles war aschgrau, pechschwarz, lehm Braun und rostrot in unterschiedlichen Abstufungen, bis auf den Himmel, der die Farbe von schmutziger Wolle hatte. Der Vulkan, der siebzig Prozent der Insel für sich beanspruchte, war aus der Nähe betrachtet ein trister Schlackehügel. Everland war still, leblos und auf brutale Weise unspektakulär. Mehr als trostlos, es war hässlich.

Feldforschungsmissionen unterlagen einer eingespielten Prozedur. Mit dem ersten Flug wurde die Expeditionsmannschaft transportiert, dazu eine elementare Überlebensausrüstung für den Fall, dass das Wetter eine Rückkehr des

Flugzeugs verhinderte und sie festsaßen. Bei gutem Wetter dauerte der Rückflug zur Basisstation zweieinhalb Stunden und dann noch einmal genauso lang, um mit weiterer Ausrüstung nach Everland zurückzukehren. Sobald alles ausgeladen war, machte die Twin Otter kehrt und brach wieder auf. Kurz vor dem Start zeigte ihnen Jack aus seinem Mini-Cockpit die gehörnte Hand.

»Der Hering gehört hierher?«, fragte Brix mit gedämpfter Stimme, als sie zusammen mit Decker Metallstifte in den Boden hämmerte, um das »Arbeitszelt« abzusichern. Es war eine euphemistische Bezeichnung für das, was eigentlich nur ein zweites Wohnzelt war, ausgestattet mit einer leeren Kiste als Sitz.

»Fast, aber nicht ganz.« Decker zeigte ihr die richtige Stelle und lächelte, als sie ihn in die Erde trieb. »Gut gemacht, Chief. Du bist ganz schön kräftig für ein so dünnes Hemd.«

Brix warf ihm einen belustigten Blick von der Seite zu. Sie war Wissenschaftlerin, Mitte dreißig, mit einem praktischen Bubikopf und einem Unisex-Dresscode von Jeans und Pullover. Sie hatte sich selbst noch nie im Leben als »dünnes Hemd« gesehen. Dass jemand sie »Chief« nannte, war ebenfalls eine neue Erfahrung. Brix war noch nicht richtig warm mit Decker geworden, aber so dankbar für seine fröhliche Ermunterung, dass sie ihn beinahe liebte. Er hatte begriffen, wie unsicher sie sich fühlte, ohne dass sie es ausdrücklich hatte sagen müssen, hatte ungefragt Hilfe angeboten, und das mit einem so ansteckend sonnigen Gemüt, dass er auch jemanden mit den größten Selbstzweifeln der Welt beruhigt hätte.

»Siehst du, ich wusste es. Ich wusste genau, dass du ein Naturtalent bist«, sagte Decker und nickte anerkennend, als

wäre die Tatsache, dass Brix erfolgreich einen Hering in den Boden gehämmert hatte, ein Wunder. Dann richtete er sich auf und streckte den schmerzenden Rücken. »Wo ist Jess?«

Jess schwankte mit einem großen Erste-Hilfe-Kasten auf sie zu. »Was gibt's?«

»Würdest du einen alten Mann glücklich machen und dich einen Augenblick um die Heringe kümmern?« Nach dem Arbeitszelt mussten sie noch das Bad bauen, ein kleines Pfadfinderzelt mit einem Chemiebehälter als Toilette.

An Jess' Tonfall hörte man, dass sie sich fragte, warum Brix das Zelt nicht allein sichern konnte. »Klar, Boss.«

»Boss? Lieber Himmel, nein. Ich bin nicht euer Boss, Freunde«, sagte Decker, was nicht stimmte, denn er trug die Gesamtverantwortung für die Expedition. »Erwartet bloß nicht, dass ich Wert auf irgendwelche Hackordnungen lege«, fuhr er fort, beugte sich nach rechts, um den Rücken zu strecken, und verzog das Gesicht, als er sich anschließend nach links beugte. »Das verspreche ich, euer geliebter Anführer, euch, meinen gehorsamen Dienern.«

Mit seiner stämmigen Figur und der wehenden langen Mähne sah Decker aus wie ein Musiker aus einer progressiven Rockband der siebziger Jahre. In Aegeus galt er als eine Art Held, so etwas wie ein polarer Sokrates, der auf alles eine Antwort hatte, egal, ob es um eine zerschossene Festplatte, antarktische Milbenspezies oder thailändische Curry-Rezepte ging.

Jess stellte den Erste-Hilfe-Kasten am Eingang zum Zelt ab, wo er laut Anweisung hingehörte, damit er leicht zugänglich war. Brix musste nur an den Zweck der diversen Instrumente darin denken, und schon durchfuhr sie ein widerlicher Schauer von Angst. Die medizinische Ausbildung war inten-

siv und überaus anschaulich gewesen. Man hatte ihnen beigebracht, wie man mit verschiedenen Katastrophen fertigwurde, zerquetschten oder herausstehenden Knochen etwa oder Problemen mit Arterien. Alles Mögliche könne brechen, sich verfärben oder platzen, hatte der Ausbilder erläutert und ihnen auch gleich eine Diashow mit Bildern gezeigt, die aus einem Albtraum hätten stammen können. Es könne sein, dass etwas einfriert und wieder auftaut oder, wie man hier sieht, einfriert und *verfault*, hatte er gesagt, während Brix unbehaglich auf ihrem Stuhl hin und her rutschte.

Der nächste Flug der Twin Otter brachte den Rest ihres Proviantes. Jede der großen Kisten würde drei Leute eine Woche mit geschmacklosen, aber energiereichen Mahlzeiten versorgen. Es gab Packungen mit Fertigspaghetti, Thunfisch mit Mayonnaise in Dosen, Müsliriegel und Schokolade, eimerweise Beutel mit löslichem Kaffee, Kartoffelpüree oder Vollmilchpulver. Dosen voller Schmelzkäse waren dafür bestimmt, dass man sie mit steinharten, kalorienreichen Keksen zusammen herunterwürgte, die sich seit der *Kismet*-Ära kaum verändert hatten. Zum Abendessen gab es Packungen von Trockenzeug, das sich mit Wasser in Boeuf Stroganoff, Chicken Korma oder Lamm-Pilaw verwandeln ließ. Jess hatte auch an einen großen Vorrat an Gewürzen gedacht und eine Plastikdose mit Würstchen und Speck aus dem riesigen Kühlschrank in Aegeus mitgehen lassen. Es waren die einzigen frischen Produkte, die sie in den nächsten zwei Monaten essen würden, deshalb vergrub sie sie tief im Schnee, um sie einzufrieren, bis sich die passende Gelegenheit für ein solches Festmahl ergab.

Brix bewunderte absichtlich übertrieben den Berg von Kisten, in der Hoffnung, dass Jess es bemerken und etwas sagen

würde. Brix fand Menschen wie Jess einschüchternd und ging ihnen normalerweise aus dem Weg, deshalb war es wichtig, dass sie sich schnell mit Jess anfreundete, aus Selbstschutz sozusagen. Das Haupthindernis für diesen Plan bestand darin, dass man von einer Chemie zwischen ihnen gar nicht erst sprechen konnte. Aber das, so sagte sie sich, war ziemlich defätistisch. Natürlich hatten sie eine Menge gemeinsam. Beispielsweise waren sie beide Frauen. Beide menschliche Wesen. Das waren immerhin schon zwei Dinge. Brix setzte ihr süßestes Lächeln auf, deutete auf den Stapel Proviantkisten und sagte: »Ich kann gar nicht glauben, dass wir in zwei Monaten so viel verputzen.«

Tja, dachte Jess, schon geht's los. Noch ein Beweis dafür, dass die Entscheidung für Brix im Everland-Team ein unerklärlicher Fehler gewesen war. Nichts in den letzten fünfzehn Stunden hatte den Eindruck vertreiben können, den sie schon in Aegeus gewonnen hatte, nämlich dass Brix das Charisma eines Hühnerknochens hatte. Und jetzt war sie, ja was? Jetzt zeigte sie sich erstaunt über die Proviantkisten. Niemand, der etwas von Feldforschung verstand, würde sich über Proviantkisten wundern. Das war ungefähr so, als staunte ein Bauarbeiter über Ziegelsteine. Ihre Antwort ließ ein wenig auf sich warten, dann sagte sie: »Du hast wohl noch nicht viel Erfahrung mit Feldforschungstrips, wie?«

Allmählich nahm das Lager Gestalt an. Um zu verhindern, dass ein Wirbelsturm ihnen größere Schneewehen bescherte, die sie anschließend wieder wegschaufeln müssten, hatten sie das Wohnzelt, das Toilettenzelt, das Arbeitszelt und die Schlitten in einer ausgedehnten, gleichmäßig verteilten Reihe aufgestellt, damit der Wind genügend Platz zum Austoben hatte. Damit waren sie gerade fertig, als das Flugzeug zum

letzten Mal kam, um ihnen die Quads und empfindlichere wissenschaftliche Instrumente zu bringen.

Oar, der urkomische, wortkarge und sehr große Norweger, kletterte heraus und sagte: »Hoffentlich ist das alles. Ich habe so lange im Cockpit gehockt, dass mir inzwischen jeder Knochen wehtut.«

»Das kann ich dir nachfühlen, Kumpel, mein Rücken ist auch hin«, lachte Decker verständnisvoll. Sie waren beide nicht mehr die Jüngsten.

Brix schleppte die Kleidersäcke ins Zelt. Alles in allem war es nicht viel. Abgesehen von den dicken, gefütterten Kälteschutzanzügen hatte jeder noch ein paar Vliesjacken, sechs Garnituren Thermounterwäsche und spärliche zehn Paar Thermosocken. Da ihnen klar war, dass es die letzte anständige Waschgelegenheit für die nächsten zwei Monate war, hatten alle an diesem Morgen genüsslich lange geduscht.

»Guck mal, ich kann kaum noch den Kopf bewegen«, sagte Oar zu Decker; dann drehte er mühelos den Kopf hin und her und ließ die Arme kreisen wie Windmühlenflügel.

»Du bist wirklich ein großes Baby, Oar«, sagte Brix, als sie zu ihnen hinüberging.

»*Stor babyen*«, berichtigte Oar, der sich keine Chance entgehen ließ, Brix daran zu erinnern, dass ihre Mutter ebenfalls Norwegerin war. »Vergiss nicht deine Muttersprache!«

»Hör nicht auf ihn«, sagte Jack zu Brix. »Er denkt nur an sich. Wenn ich frage, ob ich auch mal ans Steuerruder darf, sagt er nein. Wenn ich seine Sonnenbrille anprobieren will, lässt er mich nicht. Bei ihm heißt es immer nur nein. Aber wenigstens hat er mir von seiner Freundin erzählt.«

Brix und Jess starrten ihn mit offenem Mund erwartungsvoll an, bis Jack grinste.

»Nee, nicht wirklich«, sagte er. »Ich war schon mindestens hundert Stunden in diesem kleinen Flugzeug neben ihm eingezwängt, und er hat mir noch nicht mal verraten, ob er einen zweiten Vornamen hat.«

»Das bringt ihn auf die Palme.« Oar lachte lautlos in sich hinein, nur die Schultern bebten.

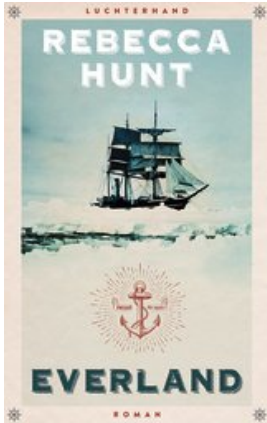
Bis zum letzten Moment hatte es ausgesehen, als nähme ihre Umsiedelung nie ein Ende, doch jetzt war plötzlich alles vorbei. Oar feierte es, indem er allen einen Kaugummi anbot. Es war ein ergreifender Moment für die Everland-Crew. Oars etwas angestaubten Kaugummi zu kauen war das letzte gemeinsame Ritual vor dem Anbruch einer langen einsamen Zeit.

Abgesehen von der Erkundung der Insel sollte die Mannschaft auch die Bereiche im Ozean rings um die Insel identifizieren und mögliche Schutzzone ausweisen. Diese fruchtbaren Jagdgebiete, bekannt als *foraging hotspots* – Brennpunkte der Futtersuche –, waren von entscheidender Bedeutung für alles Leben in der Antarktik, angefangen bei Krill und den mikroskopisch kleinen Dingen, die dessen Nahrung bildeten, aber natürlich auch für andere Tiere aller Art und Größe bis hin zu tonnenschweren Walen. Die daraus resultierenden Datenbanken würden als Quelle wissenschaftlicher Unterlagen für die Kommission zur Erhaltung der lebenden Meeres-schätze der Antarktis dienen. Dieses internationale Gremium sollte die Fischerei in polaren Gewässern überwachen. Da die Aufzucht ihres Nachwuchses sowohl die Robben als auch die Pinguine während der ersten Monate an die Insel fesselte, eigneten sie sich ideal zur Erforschung solcher *foraging hotspots*.

»Ja, und außerdem haben wir alle den Film *Überleben!* gesehen«, sagte Jack, nicht gerade aufmunternd. »Ihr wisst also



UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Rebecca Hunt

**Everland**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 416 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-630-87463-0

Luchterhand Literaturverlag

Erscheinungstermin: Juni 2017

Rebecca Hunts zweiter Roman ist Abenteuergeschichte, spannender Thriller und psychologisches Drama in einem. Die Insel Everland wird von zwei Antarktisexpeditionen erforscht, zwischen denen hundert Jahre liegen. Doch die Einsamkeit, die harten Wetterbedingungen und die feindseligen Kräfte der Natur sind heute wie damals bestimmend, und bei beiden Expeditionen zeigt sich: Die Antarktis enthüllt den wahren Charakter der Menschen, die sich ihr aussetzen.



**Der Titel im Katalog**